Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 8

Artikel: Auch ich war mal ein Greenhorn
Autor: Brennwald, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066101

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Illustration von H. Laubi

Ein Schuss Abenteurerblut schadet keinem jungen Menschen. Sitzleder ist nicht die wertvollste Charaktereigenschaft. Ohne Abenteurergeist wären viele der wichtigsten zivilisatorischen und sogar auch kulturellen Errungenschaften undenkbar. Wenn wir gelegentlich im « Schweizer-Spiegel » Biographien von Menschen mit einem bewegten und abenteuerlichen Leben veröffentlichen, geschieht es nicht ohne Absicht. Heute wird die Abenteurerromantik im Kino oder durch Lektüre befriedigt, nicht aber, und das ist die einzige fruchtbare Möglichkeit : durch die Tat. Der Verfasser dieses Beitrages, Robert Brennwald, hat vor etwa zwei Jahren seine ausserordentlichen Abenteuer mit New Yorker Gangstern geschildert. In den folgenden Heften folgen einige weitere Episoden aus seinem bewegten Leben.

In der Märznummer hat mein alter Freund Emil Hirt von den Schwierigkeiten erzählt, die er als junger Mann in Amerika durchmachen musste. Genau wie ihm ist es Tausenden ergangen, aber wir möchten jene Zeit nicht missen, sie hat uns zu

Männern gemacht. Die jungen Kaufleute von heute, die glauben, die Welt breche zusammen, wenn man ihnen in diesen Krisenzeiten zumutet, einmal eine Schaufel in die Hand zu nehmen, tun mir geradezu leid.

Die Ouverture

Wie ich nach Amerika ging, war ich schon verheiratet, hatte Frau und Kind. Da meine Mittel beschränkt waren, beschlossen wir im Zwischendeck zu reisen. Die Überfahrt nahm damals noch 16 Tage in Anspruch. Das damalige Zwischendeck, das heute nur noch auf sehr wenigen Schiffen existiert, darf man nicht etwa mit der heutigen luxuriösen 3. Klasse vergleichen. Die Schlafräume befanden sich tief unten im Schiff in gleicher Höhe wie die Laderäume. Frauen und Kinder waren von den Männern getrennt. Ein Schlafsaal enthielt etwa 300 Kojen (Betten), immer drei übereinander und sechs nebeneinander. In diesen Betten lagen alte, stinkende Strohmatratzen, eine abgenützte Pferdedecke sollte gegen die Kälte schützen. Kopfkissen gab es natürlich überhaupt nicht. Es wimmelte von Wanzen und Ratten. Ausserdem herrschte ein Gestank, der jeden normalen Menschen zum vornherein seekrank machen musste. Alle fünf Tage wurden diese wunderbaren Schlafzimmer ausgeschwefelt, um Krankheiten zu verhindern.

Man kann sich vorstellen, wie gut man schlief, wenn die 300 zusammengepferchten Schläfer die ganze Nacht hindurch stöhnten, schnarchten, schimpften oder stritten. Dazu kam, dass die Seekranken, und das war die Mehrheit, sich einfach über den Rand der Koje hinausbogen, wenn sie erbrechen mussten. Am Morgen streute dann der Bettsteward über das ganze Zeug Sägemehl, kehrte es zusammen, schleppte es auf Deck und warf es über Bord.

Bei Tage hielten sich die Passagiere, wenn es das Wetter gestattete, auf dem Vorder- oder Hinterdeck auf.

In Genua hatten wir noch verhältnismässig wenig Passagiere, in Neapel aber mussten bereits vom Zimmermann Notbetten errichtet werden. Und wie arm waren diese Auswanderer, die ihr Glück im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten suchten! Ein grosser Teil kam barfuss an Bord.

Hier wurde auch die Verpflegung organisiert. Je zehn Personen bildeten eine Gruppe. Diese erhielt eine Nummer, eine grosse Blechschüssel und eine Blechkanne für den Wein. Der einzelne Passagier bekam einen Blechbecher, einen Blechteller und Besteck. Die Passagiere mussten nun unter sich ausmachen, wer abwechslungsweise das Essen zu holen hatte. Vor der Küche hing eine riesige Tafel, auf der standen alle Gruppennummern. Um die Essenszeit wurde der Gong geschlagen, und die aus zwei Personen bestehende Fassmannschaft stellte sich vor der Küchentüre auf. Der eine Mann hielt die Blechschüssel hin, die mit Gulasch, Kartoffeln und Gemüse aufgefüllt wurde. Ausserdem erhielt er noch genügend Brot. Der zweiten Person wurden in die Blechkanne etwa 2 Liter billiger, italienischer Wein geschüttet. Dann strich der Küchenchef die Gruppennummer auf der Tafel mit Kreide durch, damit die gleichen nicht etwa zum zweitenmal Essen fassen konnten.

Irgendwo am Boden des Deckes sass nun die Gruppe im Kreise herum und nahm die Mahlzeit zu sich. Nachher musste das Geschirr von jedem selbst gewaschen werden.

Meine Frau war untröstlich. Zur Seekrankheit gesellte sich das Heimweh. Immer wieder munterte ich sie mit den gleichen Worten auf: « Nur nicht nachgeben; besser, wir fahren im Zwischendeck nach Amerika und kommen in der ersten Klasse wieder zurück, statt umgekehrt! »

Die erste Enttäuschung

Nach 16 Tagen landeten wir glücklich in New York. Da stand ich nun auf dem Trottoir der Landungsstelle mit einer Frau, einem kleinen Kind und einer Unmasse Handgepäck. 50 Dollars bildeten

mein ganzes Vermögen. Tausende von Menschen rannten hin und her, ohne sich um uns zu bekümmern, Strassenbahnen fuhren vorbei, Hochbahnen rasselten durch die Luft. Einige Männer, die sofort sahen, dass wir Greenhörner waren, sprachen uns an und offerierten, uns für zwei Dollars nach einem Gasthaus zu bringen. Ich lehnte aber ab, da ich die Adresse einer Kusine meiner Frau in der Tasche hatte, die wir aufsuchen wollten. Aber wie dahin gelangen? Schliesslich wurde ein fetter, riesenhafter Polizist auf uns aufmerksam und schrie uns etwas auf Englisch zu. Wie er merkte, dass wir ihn nicht verstanden, brüllte er uns in deutscher Sprache an: « Wollt Ihr eigentlich hier einschlafen, Ihr blockiert ja den ganzen Verkehr! »

Ich zeigte ihm die Adresse meiner Kusine, und er sagte: «Gehen Sie den Broadway hinauf bis zur City Hall, dort fahren Sie mit der Hochbahn zur 160. Strasse! »

Wir schleppten uns mit dem vielen Gepäck den Broadway hinauf. Damals wurde gerade das Singer Building gebaut. Der damals höchste Wolkenkratzer, das Park Row Building, hatte 18 Stockwerke. Mit Staunen betrachteten es wir Greenhörner.

Da wir beinahe verdursteten und irgendwo das englische Wort « beer » angeschrieben sahen, stiegen wir ein paar Treppen hinab und kamen tatsächlich in ein Wirtshaus. Der Bartender sprach zu meiner Freude deutsch. Ich fragte ihn, ob wir zu unsern zwei Glas Bier nicht Brot und Wurst bekommen könnten. « Selbstverständlich », sagte er und brachte einen Teller, auf dem etwa 15 Wurst-Sandwiches lagen. Wir waren so hungrig, dass wir alle assen. Als wir zahlen wollten, war ich erstaunt, dass mir der Bartender nur das Bier abzog. Ich konnte nicht wissen, dass vor der Prohibition in den Wirtschaften solche Sandwiches gratis abgegeben wurden. Natürlich nahm man an, dass der Gast nur ein oder zwei verzehre und nicht gleich fünfzehn. Wie wir den Sachverhalt merkten, schämten wir uns zu Tode; der Bartender lachte aber nur fröhlich und erklärte uns nochmals den Weg.

Endlich standen wir vor dem gesuchten Haus. Ich ging hinein, konnte aber den Namen der Kusine nirgends finden. Ich muss hier beifügen, dass uns diese Kusine vor einem halben Jahr geschrieben hatte, sie sei mit einem höhern Offizier der New Yorker Feuerwehr verheiratet. Sie hatte uns auch eine Photo gesandt, worauf sie in einem eleganten Kleide dargestellt war. Wir hatten ihr geschrieben, dass wir mit dem « König Albert » ankommen würden und waren eigentlich sehr erstaunt, dass sie uns nicht abholte.

In meiner Verzweiflung erkundigte ich mich nun in einem Delikatessengeschäft in der Nähe, das einen deutschen Namen trug, nach meiner Verwandten und erhielt die Antwort, dass sie umgezogen sei und heute in einem weit entfernten Stadtteil wohne. Als wir mit unserem vielen Gepäck müde und hungrig an der neuen Adresse ankamen, war es Abend geworden. Auch hier war der Name der Kusine nirgends angeschrieben. Ich suchte eine ganze Anzahl Häuser der Nachbarschaft ab, während meine Frau und mein Kind mit dem vielen Gepäck unter einer Laterne warteten und weinten.

Els Bosshard — In Le Havre, Bleistiftzeichnung

Aber die Kusine war nirgends zu finden. Schliesslich nahm ich meine Zuflucht wieder zu einem kleinen Delikatessengeschäft, und zu meiner Freude erklärte man mir dort, die Kusine wohne im selben Haus im 2. Stock. Ich trat durch die offenstehende Wohnungstür und bemerkte eine kleine Frau in einer Schürze, die Geschirr wusch. Ich nahm an, das sei das Dienstmädchen und frug deshalb nach der Madame. « Das bin ich selbst », war die Antwort.

Nachdem ich erklärt hatte, meine Frau und mein Kind warteten unten mit dem Gepäck, erschrak unsere zukünftige Gastgeberin ehrlich. Kein Wunder, denn alles was sie uns geschrieben hatte, war Bluff. Sie hatte eben nicht damit gerechnet, dass wir selbst nach Amerika kommen würden. Ihr Mann war nicht Feuerwehroffizier, sondern ein ganz gewöhnlicher Feuerwehrmann, und das schöne Kleid, in dem sie sich photographieren liess, hatte sie zu diesem Zwecke von einer reichen Dame, bei der sie früher in Diensten stand, entlehnt.

Sie meinte schliesslich, das Kind könne bei ihr schlafen, was meine Frau und mich betreffe, so hätten wir Gelegenheit, im Parterre ein Zimmer zu mieten, das zufällig frei sei. Wir waren froh, wenigstens ein Dach über dem Kopfe zu haben und schliefen den Schlaf des Gerechten.

Am andern Morgen fuhr ich sofort in die Stadt. Ich hatte die Adresse eines Schweizer Restaurants, des Hotels Rütli, in der Tasche. Ich hoffte, dort Leute zu finden, die mir bei der Arbeitssuche behilflich sein würden. Als richtiges Greenhorn unterschätzte ich die Distanzen. Ich ging zu Fuss. Trotzdem ich fest auszog und immer dieselbe kerzengerade Strasse hinunterzugehen hatte, nämlich die 3. Avenue, brauchte ich drei Stunden bis ich anlangte.

An der Bar standen 12 – 15 Männer, die teils englisch, teils deutsch, teils schweizerdeutsch sprachen. Einer der anwesenden Schweizer, ich will ihn Charly nennen, kam mit mir ins Gespräch. Er war Küchenchef; zur Zeit war er zwar auch arbeitslos, aber er hatte Aussicht, in den nächsten Tagen eine Stelle antreten zu können.

« Die Küchenchefs bringen hier immer ihre eigenen Leute mit, und ich will versuchen, dich in meine Brigade aufzunehmen. Da du nicht Englisch kannst, wirst du vorläufig keine Stelle als Kaufmann finden. Aber ich kann dich vielleicht als sogenannten Feuermann gebrauchen. Vorerst mietet euch einmal ein billiges Zimmer! »

Dieser Charly, der sich meiner so freundschaftlich annahm, wurde zehn Jahre später wegen eines im Affekt begangenen Mordes als erster Schweizer im elektrischen Stuhl hingerichtet. Es war im Totenhaus im Sing-Sing, als ich ihn zum letztenmal sah.

Wir zogen also um, und zwar in die 125. Strasse. Das Zimmer war gross, und es kostete drei Dollars pro Woche. Das war für New York billig; aber das Zimmer war auch darnach. Über uns war eine Toilette; wenn dort jemand das Wasser laufen liess, regnete es durch die Decke auf das Bett herunter. Im Bett selbst waren Tausende von Wanzen.

Kleiner Mann, was nun?

Jeden Tag traf ich Charly in einer Wirtschaft im untern Stadtteil, in der gleichzeitig der Inhaber eine Agentur für Küchenpersonal betrieb. Es war einfach keine Arbeit zu finden, es war gerade wieder einmal eine schwere Bankkrise ausgebrochen und überall herrschte Depression.

Meine 50 Dollars schwanden immer mehr dahin. Ich machte es wie so viele Arbeitslose. Ich versuchte mich am Free-Lunch-Counter gratis durchzufüttern, so gut es ging. Als unser Geld ganz aufgebraucht war, gelang es meiner Frau eine bescheidene Tätigkeit zu finden. Wir assen gelegentlich in einem ganz kleinen Restaurant, das von einer alten Deutschen geführt wurde, unser Frühstück. Da die Inhaberin kränklich war, durfte ihr meine Frau aushelfen. Sie hatte dadurch nicht

nur Gelegenheit, ein paar Dollars in der Woche zu verdienen, sondern erhielt auch für sich und das Kind genügend zu essen.

Ich selbst verliess mich natürlich nicht allein auf Charly. Jeden Morgen stand ich um 2 Uhr auf und kaufte die Morgenzeitungen. Das war wichtig, denn vor Morgengrauen versammelten sich die Arbeitslosen vor den Türen derjenigen Firmen, die einen Platz ausgeschrieben hatten. Manchmal, wenn ich nach zwei- bis dreistündigem Marsch morgens um 6 Uhr ankam, fand ich schon 50–60 Wartende vor. Es ist keine Kleinigkeit, in einem andern Lande Morgen für Morgen in Kälte und Schnee stundenlang anzustehen, um dann nachher, müde und hungrig, unverrichteter Dinge abziehen zu können. Es war auch für meine Frau, die in der Schweiz ein komfortables Heim verliess, keine Kleinigkeit, als Putzfrau und Dienstmädchen zu funktionieren.

Einmal suchte das deutsche Theater am Irving Place Statisten. Ich meldete mich und wurde tatsächlich angestellt. Meine Aufgabe war, in Kostüm und Perücke zweimal über die Bühne zu laufen. Daneben hatte ich mit vielen andern Volksgemurmel zu machen, Regen, Wind und Gewehrknattern zu markieren. Um 7 Uhr war antreten, um 12 Uhr nachts Entlassung. Dafür erhielten wir fünfzig Cents, zehn Cents gingen aber schon zum Hin- und zehn zum Zurückfahren ab. Leider dauerte die Herrlichkeit nicht lang.

Während diesen Monaten, den schlimmsten meines Lebens, hatte ich ein Erlebnis, das einen unheimlichen Eindruck auf mich machte. Dazumal trug jedermann steife Derby Hüte. Der meinige war, gemäss der Mode der Heimat, ziemlich hoch und breit, während die Amerikaner bereits kleine und niedrige Hüte trugen. Dadurch und durch meinen Schnurrbart, Marke « Es ist erreicht », musste ich natürlich überall als Greenhorn auffallen. Eines Tages, kaum hatte ich mein Haus verlassen, wurde mir von hinten ein Knüppel über den Schädel geschlagen. Gleichzeitig umfassten mich zwei Arme, die mir die Uhrkette wegrissen. Ich wollte mich wehren, aber schon war ich von 80–100 Jungens im Alter von zehn bis sechszehn Jahren umgeben, die mit Knüppeln nach mir schlugen und Steine nach mir warfen. Richtig zu wehren getraute ich mich nicht, einmal weil der Gegner zu viele waren, und anderseits, weil man mir gesagt hatte, wer in Amerika ein Kind angreife, laufe Gefahr gelyncht zu werden.

In dem Moment fuhr ein grosser Brauereiwagen vorbei. Der Fuhrmann rief mir auf deutsch zu: « Spring fort, sonst bist du verloren! »

Die ganze Meute raste hinter mir her und warf mir Steine nach. Wie ich bei der Hochbahnstation weiter vorn bei einem Polizisten Hilfe suchte, deutete dieser mit dem Knüppel die Treppe hinauf und rief mir zu, mich dort so rasch als möglich in Sicherheit zu bringen.

So unglaublich die Geschichte erscheint, so wahr ist sie. In New York bestanden dazumal Gangs von verwahrlosten Jugendlichen, ähnlich wie das in Moskau nach der Revolution der Fall war. Diese jungen Burschen griffen manchmal auf offener Strasse geeignete Opfer an.

Greenhornarbeit

Meine Lage als Arbeitsloser wurde immer verzweifelter. Aber als die Not am grössten war, kam unverhofft die Rettung. Charly fand eine Anstellung in einem Ratskeller, und er engagierte mich als Feuermann.

Als ich 5 Uhr morgens zur Arbeit ging, kam der Hausknecht auf mich zu und erkundigte sich nach meinem Namen.

« Und wie heissest du? » fragte ich, nachdem ich mich vorgestellt hatte.

« Baron von Strauss », war die Antwort.

Im gleichen Betrieb tauchte später ein Küchenmädchen auf, das die Tochter eines der grössten Warenhausbesitzer von Budapest war.

Als Charly erschien, schloss er den Eisschrank auf und zeigte mir die 120

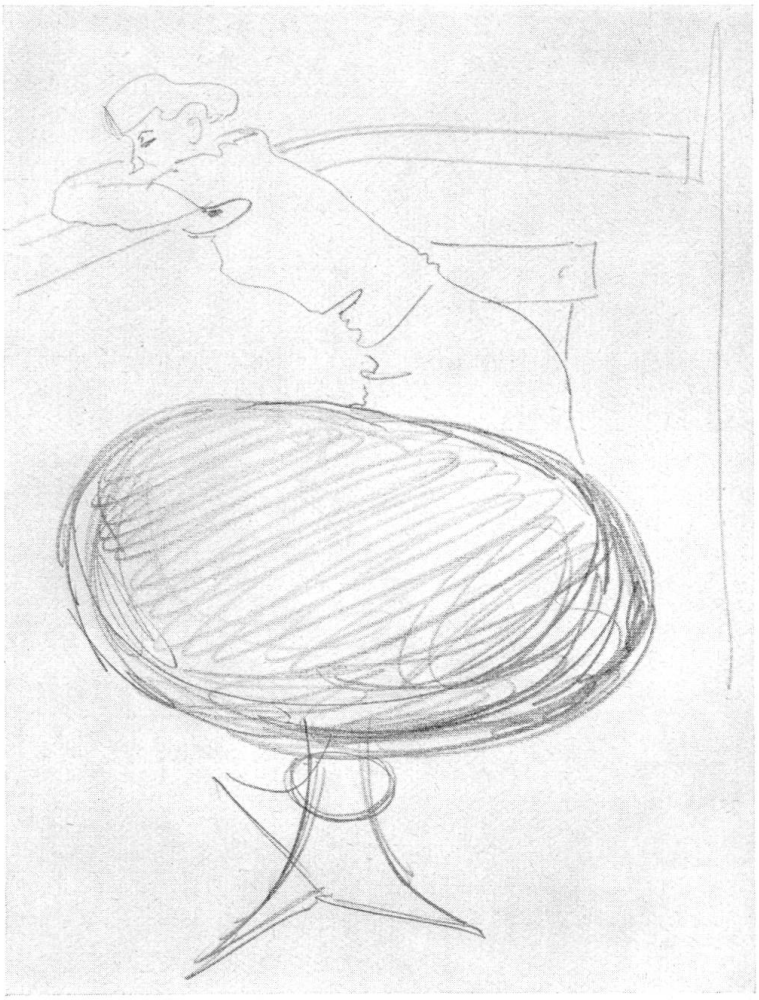
Hühner, die ich zu rupfen hatte. Dann erklärte er mir, dass ich die sechs Feuer so zu unterhalten hätte, dass sie immer dieselbe Hitze ausstrahlen. Ausserdem hatte ich Geschirr zu waschen, Kupfer zu reinigen, Böden und Treppen aufzuwaschen und im allgemeinen bei der Küchenarbeit mitzuhelfen. Antreten 5 Uhr morgens, Feierabend 11 Uhr nachts, Salär fünf Dollars pro Woche, wovon zwei Dollars für Hochbahn und Strassenbahn abgingen.

Die Arbeit war so streng, dass wir unser Essen nur stehend einnehmen konnten. Eine solche Arbeit konnte nur von einem Greenhorn verlangt werden, kein Amerikaner hätte sich dazu hergegeben.

Der Besitzer des Ratskellers war ein Deutscher, seine Frau führte die Aufsicht über die Küche. Ich habe nie so etwas von Geiz gesehen. Immer reklamierte sie, wir seien nicht sparsam genug, und suchte dann persönlich wieder Salatblätter, Fleischüberreste usw. aus den Abfallkübeln heraus.

Schliesslich hielt ich es beim besten Willen nicht mehr aus. Wir hatten Hühner-Croquettes zu machen. Unsere Prinzipalin hatte, wie gewohnt, alle möglichen Abfälle aus den Abfallkübeln herausgesucht, die in den Teig der Croquettes hineingehackt werden mussten. Charly zeigte mir, wie diese Croquettes pyramidenförmig zwischen den Handflächen geformt werden müssen. Ich hatte etwa fünf solcher Dinger fertig und wünschte in Gedanken den Gästen bereits guten Appetit. Da schrie mich die Prinzipalin plötzlich an: « Das muss viel rascher gehen. In der Zeit, in der Sie ein Croquette gemacht haben, mache ich zwanzig! »

Das schlug dem Fass den Boden aus. Ich bekam eine solch rasende Wut, dass ich ihr den ganzen Teig, den ich in der Hand hielt, mit aller Kraft mitten ins Gesicht schleuderte. Sie fing fürchterlich an zu heulen und nach ihrem Mann zu rufen. Charly kam gerannt. « Bist du denn verrückt geworden? Du hast eine amerikanische Lady schwer beleidigt! Drücke dich, bevor du verhaftet wirst! »



Albert Ruegg — Bleistiftzeichnung

Ich riss meine Schürze herunter, nahm den Rock auf den Arm, sprang die Küchentreppe hinauf auf die Strasse.

Wieder kamen deprimierende Wochen ohne Arbeit. Dass ich genug zu essen hatte, verdankte ich nur der Grosszügigkeit eines Wirtes. Er lud mich ein, an seiner Stelle mit den Gästen Karten zu spielen, dafür stehe mir der Freelunch zur Verfügung.

Der merkwürdige Christbaumschmuck

Jeden Morgen um 2 Uhr ging es auf die Suche nach Arbeit, aber umsonst. Da zeigte sich wieder Charly als rettender Engel. Eines Tages sandte er mich zum Küchenchef des Café Westend an der 125. Strasse, einem Welschschweizer.

Federzeichnung von Disteli

«Ich brauche einen Nacht-Feuermann», sagte er. « Versuchen Sie es, ich glaube aber nicht, dass Sie die Arbeit aushalten können. »

Noch am gleichen Abend stand ich in der riesigen Küche, in der über vierzig Köche tätig waren. Ich musste zuerst alles Kupfer in heissem Sodawasser reinigen. Dann wurden grosse Stücke Fleisch mitsamt den Knochen durch die Fleischhackmaschine getrieben. Nach einer halben Stunde konnte ich den Arm beinahe nicht mehr bewegen. Dazwischen hatte ich den Köchen zu helfen grosse Pfannen und Kessel mit kochendem Fett zu transportieren. Anfänglich verbrühte ich mir nicht selten die Hände. Da gab es aber nichts anderes als etwas Mehl auf die Wunde streuen und weiter arbeiten. Um 10 Uhr nachts musste ich Holz und Kohle bereitmachen, um die zehn Feuer gegen den Morgen hin erneuern zu können.

Um 12 Uhr verliess das Küchenpersonal die Arbeit. Das elektrische Licht wurde gelöscht und statt dessen einige Gasflammen angezündet. Ich erhielt zehn Flaschen Bier, ein oder zwei Steaks, die ich mir während der Nacht oder am Morgen kochen konnte, ausserdem Kaffee und Kuchen à discrétion. Dann überliess man mich meinem Schicksal.

Die Arbeit nach Mitternacht bestand im Reinigen der Arbeitstische und Böden. Die Böden waren mit Brettern belegt, unter denen oft 10 cm hoch Fett, Wasser und Abfälle lagen. Übriggebliebenes Geschirr musste gewaschen werden.

Gegen Morgen wurden sämtliche Feuer herausgenommen, die Öfen wurden entschlackt und die Asche wurde in 30 bis 40 Aschenkübel gefüllt. Hierauf hiess es, sämtliche zehn Feuer frisch zu machen und so mit Kohle aufzufüllen, dass sie um 7 Uhr morgens, wenn die Morgenschicht zur Arbeit kam, bereits im Glühen waren.

Das war aber noch nicht alles. Das Schlimmste war nicht die riesige Arbeit, sondern der Umstand, dass mich nicht Hunderte, sondern Tausende von riesigen Ratten am Schaffen hinderten. Wohl hatte man mir zu meinem Schutze zwei Rattenfänger zur Verfügung gestellt. Diese Hunde nützten mir aber wenig. Sobald ich allein war und das Gas das elektrische Licht ersetzte, das heisst, sobald die Ratten erschienen, waren meine beiden Hunde verschwunden. Sie versteckten sich und kamen nicht mehr zum Vorschein bis der Tag anbrach und damit auch die Ratten weggingen. Die Ratten liefen in Rudeln am Boden herum, auf den Arbeitstischen, auf den Eisschränken. Bückte ich mich unter einen Tisch um zu scheuern, so hockten sie direkt vor mir und sahen mir zu. Ich hatte, offen gestanden, manchmal eine schauerliche Furcht vor diesem Gesindel. Ich hütete mich, eine derselben zu berühren, denn ich wusste aus früherer Erfahrung, dass ich dann Gefahr lief, von der ganzen Meute angegriffen zu werden. Ich kenne Fälle, wo starke Männer von Ratten getötet wurden.

Ich hätte diese Stelle aufgegeben, wenn ich nicht acht Dollars in der Woche verdient hätte, die mir ganz verblieben, da ich den Platz von meiner Wohnung aus zu Fuss erreichen konnte. Ausserdem war das Essen ausserordentlich reichlich. Ich konnte sogar jeden Morgen noch genügend Esswaren nach Hause nehmen, um meine Frau und mein Kind zu ernähren.

Um Weihnachten herum erlebte ich eine Genugtuung für meine Rattenplage. Der Patron hatte die Gewohnheit, am Silvesterabend die Gäste durch die Küche zu führen, um ihnen zu zeigen, wie hygienisch der ganze Betrieb geleitet sei. Bei diesem Anlass wurde gewöhnlich ein Christbaum aufgestellt. Der welsch-schweizerische Küchenchef beschloss nun, diesen Christbaum anstatt mit Glaskugeln mit toten Ratten zu dekorieren. Dadurch sollte dem Patron die Rattenplage, wegen der sich der Chef schon Dutzende Male erfolglos beschwert hatte, richtig vor Augen geführt werden.

Leider konnte ich dem Schauspiel nicht mehr beiwohnen. Ich verwundete mir den Fuss an einem rostigen Nagel und musste die Stellung verlassen. Auch ohne dies hätte ich es nicht mehr lange ausgehalten. Meine Hände waren verschunden und ich war überhaupt ganz heruntergekommen.

Nur nicht nachlassen!

Nun wurden die Zeiten noch schwerer. Die paar Dollars, die meine Frau verdiente, genügten gerade, um die Zimmermiete zu bezahlen. Sie hatte selbst genügend zu essen, aber um Lebensmittel fortzutragen, war das Restaurant, in welchem sie arbeitete, zu klein. Brachte sie gelegentlich ein paar Semmeln, so waren diese im Augenblick verschlungen. Ich lag im Zimmer und biss oft vor Hunger in das Kopfkissen. Manchmal dachte ich an Selbstmord.

Eines morgens gab ich mir wieder einen Ruck. « Du hast inzwischen ziemlich gut englisch gelernt », sagte ich zu mir selbst, « warum sollte es nicht möglich sein, in deinem eigentlichen Beruf, im Versicherungsfach unterzukommen? »

Ich richtete mich sauber her, zog meinen besten Anzug an und begab mich zu Fuss – für die Hochbahn reichte es natürlich nicht mehr – in das Stadtviertel, wo die Versicherungsgesellschaften domiziliert sind.

Aber wieder häufte sich Enttäuschung auf Enttäuschung. Es schien mir einfach nirgends gelingen zu wollen.

Und dann, als ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, gelang es mir unvermutet, bei der New Yorker Filiale der Münchner Versicherungsgesellschaft Aushilfsarbeit zu finden.

Als ich etwa eine Stunde gearbeitet hatte, hatte ich plötzlich das Gefühl, dass mir jemand von hinten über die Schultern zuschaue. Ich drehte mich herum, es war der Direktor.

Kurz darauf forderte mich der Prokurist auf, zum Direktor zu kommen. «Aha», dachte ich, « jetzt fliegst du wieder heraus! »

Mit Herzklopfen betrat ich das Bureau. Der Direktor war aber sehr freundlich. « Ich habe Ihnen zugesehen », sagte er, « Sie arbeiten gut. Wie ich höre, haben Sie Frau und Kind. Ich will Ihnen helfen. Ich engagiere Sie fest, mit einem Anfangsgehalt von 15 Dollars pro Woche. »

Und so sass ich nun im 22. Stock eines Wolkenkratzers bei einer grossen Versicherungsgesellschaft. Ich konnte es kaum erwarten bis es 5 Uhr wurde, um meiner Frau die frohe Botschaft mitzuteilen.

Damit war meine Greenhornzeit zu Ende und ich hätte es keinem geraten, mich nochmals Greenhorn zu nennen.

Beinahe zwanzig Jahre bin ich in Amerika geblieben, und als ich zurückkehrte fuhr ich nicht Zwischendeck, sondern erster Klasse, denn inzwischen war ich selber Generaldirektor einer amerikanischen Versicherungsgesellschaft geworden.

Aber ganz glatt ging dieser Aufstieg nicht vonstatten. Zwischenhinein überfiel mich nämlich wieder die alte Abenteuerlust, und so kam es, dass meine Versicherungstätigkeit durch ein dreijähriges Intermezzo unterbrochen wurde, während der ich unter dem Namen « The Great Walden » als Zauberkünstler in ganz Amerika auftrat. Darüber ein andermal.